



Aktueller Begriff

Vor 50 Jahren – Der Deutschlandbesuch John F. Kennedys

Zeitgenössische Betrachter sprachen von einem Triumphzug, den die Menschen der Bundesrepublik John F. Kennedy bereiteten, als er 1963 zur Staatsvisite nach Deutschland kam. Wie bei keinem ausländischen Besucher zuvor säumten begeisterte Massen die Straßen an allen Stationen, die der 35. US-Präsident zwischen dem 23. und 26. Juni ansteuerte. Dazu zählten neben den Amtssitzen von Bundespräsident und Bundeskanzler in Bonn (Villa Hammerschmidt bzw. Palais Schaumburg) auch historische Orte wie der Kölner Dom und die Frankfurter Paulskirche. Besuche der US-Kasernen in Wiesbaden-Erbenheim und Hanau sollten die Rolle der Vereinigten Staaten als militärisch präsenzte Schutzmacht Deutschlands betonen.

Letzte Station des viertägigen Besuches war Berlin. Erst wenige Wochen vor der Anreise auf Kennedys persönlichen Wunsch ins politische Programm aufgenommen, wurde der Aufenthalt in der geteilten deutschen Hauptstadt zum publikumswirksamen Höhepunkt der gesamten Visite. Noch heute erinnern Gedenktafeln, Bilder und Straßennamen überall in Berlin an dieses Ereignis. Der von ARD wie von ZDF live übertragene Besuch dauerte acht Stunden und wurde von Millionen Fernsehzuschauern verfolgt. Er fiel mit dem 15. Jahrestag des Beginns der alliierten Luftbrücke von 1948/49 zusammen. Nicht zuletzt deswegen erschien der Kennedy-Besuch den Berlinern wie allen Bundesdeutschen gleichsam - in den Worten zeitgenössischer Beobachter - als „Lichtblick in der Finsternis“ gewaltsamer Umklammerung des seit 1961 von der Mauer umschlossenen freien Teils der deutschen Hauptstadt durch DDR und Sowjetunion. Die mit über 50 km bewusst lange Fahrt des Präsidentenkonvois durch die Westbezirke mit den Anlaufstellen Tegel, Kongresshalle, Brandenburger Tor, Checkpoint Charlie, Rathaus Schöneberg, Freie Universität und US-Hauptquartier in der Clayallee - die schon 1949 nach dem „Vater der Luftbrücke“ benannt worden war - ermöglichte es noch mehr Menschen als zuvor, den Präsidenten „hautnah“ zu erleben. Hunderttausende sammelten sich am 26. Juni allein vor dem Schöneberger Rathaus, dem damaligen Tagungsort des Berliner Senats und Sitz des Regierenden Bürgermeisters, wo Kennedy seine berühmt gewordene Rede hielt.

Darin versprach der US-Präsident, die Freiheit (West-)Berlins so zu schützen wie die seines eigenen Landes. Mit diesen Worten gab er den Deutschen ein Gefühl der Sicherheit zurück, das sie seit den Berlin-Ultimeaten Chruschtschows ab 1958 verloren hatten. Auch der für die geteilte Nation nicht unwichtige Eindruck, beim Kampf um diese Freiheit nicht bloß Schutzbefehlener, sondern Akteur, ja Vorbild an Tapferkeit zu sein, wurde von Kennedy bewusst erweckt. Er lobte den „Kampfgeist“ und die „ungebrochene Vitalität“ der Berliner, mit denen sie seit 18 Jahren unverzagt die „Belagerung“ ihrer Stadt ertrügen. Weltweit betrachteten es freie Menschen als größten Ruhmestitel, wenn man sagen könne: „Ich bin ein Berliner.“ Besonderen Anklang fanden Kennedys Hinweise auf die ökonomische, politische und letztlich auch moralische Überlegenheit des Westens gegenüber dem Osten. Er machte sie an den Defiziten des Kommunismus, wie der nicht vorhandenen Möglichkeit zu freier Wahl, fest und beklagte die erzwungene Immobilität der Menschen jenseits des Eisernen Vorhangs. Damit traf er den Nerv einer Generation, die unter dem traumatischen Eindruck des Mauerbaus von 1961 stand. Kaum ein Satz seiner Berlin-Rede

prägte sich daher bei den Zuhörern so ein wie die Aussage des US-Präsidenten, die Qualität eines Systems zeige sich im direkten Vergleich mit seinen Konkurrenten, und deshalb sei es nicht schwer zu beurteilen, wer gegenwärtig besser abschneide. Mit Blick auf die geteilte Stadt, die er allen Skeptikern des westlichen Modells mehrfach als Besuchsziel empfahl („Lasst sie nach Berlin kommen!“), sagte Kennedy: „Ein Leben in Freiheit ist nicht leicht, und die Demokratie ist nicht vollkommen. Aber wir hatten es nie nötig, eine Mauer aufzubauen, um unsere Leute bei uns zu halten und sie daran zu hindern, woanders hinzugehen.“ Die in diesem Moment fast grenzenlose Begeisterung für Kennedy, von der auch die ihn begleitenden deutschen Staatsmänner Konrad Adenauer und Willy Brandt profitierten, sorgte weltweit für Aufmerksamkeit. Sie beeindruckte auch Kennedy selbst stark. Ihn ergriff der Jubel der Massen, und er fühlte sich von der Woge der Zustimmung gleichsam überwältigt. Bereits nach den ersten Stationen in der Bundesrepublik sagte Kennedy, er wolle seinem Nachfolger im Weißen Haus einen Brief hinterlassen, auf dem die Worte stünden „Nur in Augenblicken tiefster Depression zu öffnen!“ Einziger Inhalt sei die Empfehlung: „Besuchen Sie Deutschland!“

Dieser Glaube an die Reproduzierbarkeit des Berlin-Triumphes erwies sich zwar als falsch. Kein US-Präsident wurde je wieder so gut in Deutschland aufgenommen wie der Staatsmann aus Boston. Dazu war die einen solchen Triumph ermöglichende weltpolitische Ausgangslage, der Höhepunkt des Kalten Krieges, zu singulär. Der Präsident aber verließ Deutschland mit neuem Selbstbewusstsein, das ihm zuletzt in der Heimat abhanden gekommen war. Seit dem Zwischenhoch nach der Kuba-Krise hatte er zuhause kontinuierlich an Beliebtheit verloren und musste nach Ansicht mancher Betrachter um seine Wiederwahl fürchten. Sein Bruder Robert sprach bereits vom „Schwanengesang“ der Amtszeit Kennedys. Die kurz zuvor erhobene Gallup-Umfrage gab diesem Pessimismus Nahrung. Sie wies einen Tag vor Kennedys Aufbruch nach Europa die bis dahin niedrigste Zustimmung der Amerikaner zu seiner Politik seit Amtsantritt 1961 aus. Rassenprobleme in den USA, der wachsende Hass weißer „Traditionalisten“ in den Südstaaten auf den als zu „liberal“ betrachteten Politiker aus dem Norden, Reformstaus im Bildungsbereich und der Sozialpolitik sowie außenpolitische Rückschläge wie die fortschreitende Destabilisierung von Laos und Vietnam, Verbote des späteren Krieges in Südostasien, stellten die Problemlösungsfähigkeit Kennedys zunehmend in Frage. Vom Image des erfolgreichen Krisenmanagers in der Kuba-Krise war kaum etwas übrig geblieben. In dieser Situation hatte der Aufbruch zu den Freuden in Deutschland (und in den weiteren Reiseländern Großbritannien, Irland, Italien) auch ein Versuch sein sollen, wenigstens dort ein Erfolgserlebnis zu erzielen.

Dies gelang ihm in der Tat. Die seit dem Elysée-Vertrag über die deutsch-französische Zusammenarbeit vom Januar 1963 auch in Europa drohende Erosion amerikanischen Einflusses konnte von Kennedy verhindert werden. Mit seinem kalkulierten „Appell an das Volk“ entzog er der Politik der „Gaullisten“ um Bundeskanzler Adenauer, die den Vertrag geschlossen hatten, die argumentative Grundlage. Adenauers Streben nach größerer Unabhängigkeit von den USA, deren Wert als Europas Schutzmacht der deutsche Kanzler für gesunken hielt, seit Kennedy Präsident war, erschien nunmehr obsolet. Kennedy konnte mit der Gewissheit in die USA zurückkehren, Skeptiker beschwichtigt und die Entschlossenheit Amerikas verdeutlicht zu haben, Europa jederzeit zu verteidigen. Damit hatte er Washingtons Anspruch auf die Führungsrolle innerhalb der NATO wieder gestärkt und das Militärbündnis selbst gefestigt. Historiker sehen darin den Beleg für Kennedys gewachsene Meisterschaft in der Außenpolitik und werten seinen Deutschlandbesuch als größten Erfolg seiner Administration auf diesem Gebiet.

Literatur

- Dallek, Robert (2003), John F. Kennedy. Ein unvollendetes Leben, München.
- Daum, Andreas W. (2003), Kennedy in Berlin. Politik, Kultur und Emotionen im Kalten Krieg, Paderborn.
- Münger, Christof (2003), Kennedy, die Berliner Mauer und die Kubakrise, Paderborn.